



Walter Erdelitsch (Hg.)

Die Stadt, in der ich lebe

BELGRAD BERLIN BRÜSSEL BUDAPEST ISTANBUL KAIRO LONDON
MADRID MOSKAU PARIS PEKING ROM TEL AVIV WASHINGTON

ORF-Korrespondenten erzählen

WELT journal

K&S

ORF

Walter Erdelitsch (Hg.)

Die Stadt, in der ich lebe

BELGRAD BERLIN BRÜSSEL BUDAPEST ISTANBUL KAIRO LONDON
MADRID MOSKAU PARIS PEKING ROM TEL AVIV WASHINGTON

ORF-Korrespondenten erzählen

Karim El-Gawhary
Peter Fritz
Ernst Gelegs
Josef Manola
Bettina Prendergast
Cornelia Primosch
Carola Schneider

Christian Schüller
Mathilde Schwabeneder
Ben Segenreich
Eva Twaroch
Hannelore Veit
Christian Wehrschütz
Jörg Winter



Bildnachweis

S. 6 ORF/Milenko Badzic; S. 7 ORF/Hans Leitner; S. 9 ORF/Milenko Badzic; S. 28, 35, 37, 40 Jean Cadin, S. 29 Cécile Schall, S. 39 Martine Vinet; S. 59, 61, 64, 65, 66, 67, 70 Bea Sommersguter, S. 62 Günter Wicker/Flughafen Berlin Brandenburg GmbH; S. 75, 86 Nicolás Kernst, S. 76, 84, 87 Pedro Morales Barrero; S. 80 Pat Hastings/fotolia.com; S. 92, 93, 95, 96, 97, 101 Barbara Höhn, S. 100 istockphoto.com/Paolo Cipriani, S. 103 Salvatore Bacciù; S. 124–135 Željko Šafar; S. 155 Kristina Rütten/fotolia.com, S. 157 Evren Kalinbacak/fotolia.com, S. 159 istockphoto.com/Christopher Oliver; S. 203 Alexandre Fauqueux, S. 205, 210, 215 Markus Meier, S. 214 Nora Pouillon; S. 219–231 Alessandro Detoni

Schutzumschlag vorne Weltkarte: ORF, Fotos v.o.l.n.u.r.: danileon/fotolia.com, kasto/fotolia.com, MasterLu/fotolia.com, Sergii Figurnyi/fotolia.com, SeanPavonePhoto/fotolia.com, Mikhail Markovskiy/fotolia.com, sborisov/fotolia.com, shaiith/fotolia.com, dynamofoto/fotolia.com, Iva/fotolia.com, Silke Wolff/fotolia.com, Patrik Stedrak/fotolia.com, steheap/fotolia.com, Marco2811/fotolia.com

Schutzumschlag hinten Josef Manola: Nicolás Kernst, Eva Twaroch: Jean Cadin, Mathilde Schwabeneder: Salvatore Bacciù, Jörg Winter: Alessandro Detoni, Peter Fritz: Bea Sommersguter

Alle anderen Fotos stammen aus den Privatarchiven der Autoren bzw. dem Archiv des ORF-„WELTjournals“.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-00927-0

Copyright © 2014 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Sophie Gudenus/Karl Maier

Typografische Gestaltung und Layout: Sophie Gudenus, Wien

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

Inhalt

Vorwort – Kathrin Zechner	6
Zum Geleit – Waltraud Langer	7
„Mein“ WELTjournal – Walter Erdelitsch	9
Mein London – Bettina Prendergast	13
Mein Paris – Eva Twaroch	27
Mein Brüssel – Cornelia Primosch	43
Mein Berlin – Peter Fritz	59
Mein Madrid – Josef Manola	73
Mein Rom – Mathilde Schwabeneder	91
Mein Budapest – Ernst Gelegs	107
Mein Belgrad – Christian Wehrschütz	123
Mein Moskau – Carola Schneider	139
Mein Istanbul – Christian Schüller	155
Mein Kairo – Karim El-Gawhary	169
Mein Tel Aviv – Ben Segenreich	185
Mein Washington – Hannelore Veit	203
Mein Peking – Jörg Winter	219
Die Autoren	235

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

nie sind Informationen aus der ganzen Welt schneller auf uns eingedrungen als heute. Was am anderen Ende der Welt passiert, landet beinahe ohne Zeitverzögerung bei Ihnen am Smartphone, Tablet, im Radio und im Fernsehen. Die Frage ist also längst nicht mehr, wie komme ich an die neuesten Informationen, sondern wie finde ich das, was wirklich wichtig ist.



Fernsehdirektorin Kathrin Zechner hatte die Idee zur Serie „Meine Stadt“.

Die ORF-Korrespondentinnen und Korrespondenten bringen Ordnung in die Millionen Meldungen, die sich täglich ihren Weg um den Globus bahnen. Sie ordnen ein, stellen Zusammenhänge her und berichten über Hintergründe.

In der Serie „Meine Stadt“ im ORF-Magazin „WELTjournal“ zeigen sie das Leben in Städten, aus denen sie für den ORF berichten. Das Leben muss man genauso verstehen lernen wie die Wirtschaft und die Politik, um in Europa und über Europas Grenzen hinweg zusammenwachsen zu können.

Nehmen Sie im bequemen Lesesessel Platz und folgen Sie den Korrespondentinnen und Korrespondenten einmal um die Welt, von Europa über Washington nach Peking und dann über Moskau, Tel Aviv und Istanbul wieder zurück.

Ich wünsche eine gute Reise.

Fernsehdirektorin Kathrin Zechner

Zum Geleit

Liebe Leserin, lieber Leser,

lassen Sie mich ganz persönlich beginnen: Für mich zählt die Zeit, in der ich ORF-Korrespondentin war, zu den beruflichen Höhepunkten. Von 1992 bis 1994 berichtete ich – gemeinsam mit dem leider bereits verstorbenen Günter Schmidt – aus Brüssel. Es war die Zeit der österreichischen EU-Beitrittsverhandlungen, und vielen war Brüssel damals noch ziemlich suspekt. Unvergesslich etwa die damalige Frauenministerin Johanna Dohnal, die eher missmutig bei einer Pressekonferenz ihre Eindrücke schilderte. Auf meine Frage: „Ist Ihnen die EU eigentlich sympathisch?“, kam ein sehr spontanes, überzeugtes: „Nein!“



Waltraud Langer, Chefredakteurin der ORF-TV Magazine und Servicesendungen

Was mir persönlich am Korrespondentinnen-Dasein so gefiel, war, dass neben unzähligen Berichten über die EU auch alle anderen Themen auf der Tagesordnung standen: von der Kulturhauptstadt Antwerpen bis zum Tod des belgischen Königs Baudouin und dem Unglück, als ein Flugzeug in eine Wohnhausanlage raste. Eine unglaubliche Bandbreite, und egal, worum es gerade ging, immer mit dem Versuch, möglichst verständlich zu sein, für das heimische Publikum interessant und nachvollziehbar. Ich durfte Gast in den Wohnzimmern sein.

Darf ich Sie an dieser Stelle zu einem Experiment einladen? Stellen Sie sich einen Moment lang vor, dass alle ORF-Korrespondentenbüros ab sofort zugesperrt sind. Keine Berichte mehr aus Washington, Berlin, Istanbul oder Rom. Keine KorrespondentInnen mehr als Gäste im Wohnzimmer. Geht es Ihnen wie mir? Nicht nur der ORF, das gesamte Land fühlt sich plötzlich sehr viel kleiner und provinzieller an. Eine geistige und persönliche Brücke zu den politischen und wirtschaftlichen Zentren dieser Welt würde uns abhanden-

kommen. Denn tatsächlich sind die ORF- KorrespondentInnen viel mehr als einfach Journalistinnen und Journalisten. Sie sind einerseits die bekanntesten Botschafter unseres Landes. Andererseits wirken sie wie gute Bekannte, die stellvertretend für uns die große Welt bereisen, unser Bild von diesen Ländern prägen. Sie berichten, sie erzählen, sie ordnen ein, sie sagen uns, was Sache ist.

Es sind Tausende Berichte, die jedes Jahr aus der ganzen Welt im ORF-Radio und -Fernsehen ausgestrahlt werden. Von den dramatischen politischen Entwicklungen in der Ukraine bis zur Europawahl, vom smogbelasteten Peking bis zu den schockierenden Todesurteilen in Kairo, von Brüssel bis Moskau, von Madrid bis London, von Belgrad bis Budapest. Ohne Blick auf die Uhr und zum Teil trotz eines erheblichen persönlichen Sicherheitsrisikos halten uns die KorrespondentInnen auf dem Laufenden.

Sie sind unsere journalistischen Aushängeschilder, auf die wir im ORF sehr stolz sind. Sie sind fixer Bestandteil unseres Wohnzimmers und doch in der Fremde. Was also liegt näher, als die ORF-KorrespondentInnen noch ein wenig besser kennenzulernen? Höchste Zeit, dass sie uns erzählen, wie sie die Stadt, in der sie leben, erleben. Von Anfang an hat diese „WELTjournal“-Serie – eine Idee von Fernsehdirektorin Kathrin Zechner – beim Publikum eingeschlagen. Aus 14 Büros weltweit können Sie die Reportagen nun auch nachlesen. Von Jörg Winter in Peking, Ben Segenreich in Tel Aviv, Eva Twaroch in Paris oder Karim El-Gawhary in Kairo.

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen, freuen uns, wenn Sie uns als ORF-Publikum gewogen bleiben, und ich bedanke mich bei Walter Erdelitsch vom „WELTjournal“, der sich organisatorisch und inhaltlich um die Sendungen und um das Buch gekümmert hat!

Mit freundlichen Grüßen,

Waltraud Langer

Chefredakteurin ORF-TV Magazine und Servicesendungen

„Mein“ WELTjournal

Walter Erdelitsch

Der Einstieg

Vor meinem Hotelfenster war die Hölle los. Eine ganze LKW-Kolonnen, die Ladeflächen voll mit Stirnbänder tragenden Chinesen, die Parolen skandierten und auf riesige Trommeln einschlugen, wälzte sich Richtung Stadtzentrum. Dort, auf dem Tiananmen-Platz, kampierten damals die Studenten, dort war das Zentrum des Aufstands der Unzufriedenen gegen den repressiven Kurs der Kommunistischen Partei Chinas. Als Studienreiseleiter hatte ich für eine Londoner Firma in den späten 1980er Jahren Interessierte aus aller Welt über die DDR durch die Sowjetunion nach China und bis Hongkong geführt. Diese Touren waren nun wegen der Unruhen komplett eingebrochen. Die chinesischen Konsulate stellten keine Visa mehr aus, Reisende fürchteten um ihre Sicherheit. Ich hingegen hatte meine letzte Reisegruppe ins Flugzeug nach Hause gesetzt und war auf eigene Faust in Peking geblieben. Das war möglich, weil alles drunter und drüber ging und die Behörden keine Kontrolle mehr über die Bewegungen von Ausländern ausübten. Ich wurde Zeuge von epochalen Ereignissen. Bisher hatte ich nur einige Reiseberichte veröffentlicht, jetzt schrieb ich plötzlich Reportagen für ein österreichisches Nachrichtenmagazin über Peking im Ausnahmezustand. Doch bald gingen mir Bargeld und Reiseschecks aus. Bankomaten oder Überweisungen gab es damals dort noch nicht. Frustriert machte mich auf den Weg zum Flughafen, wo man mich ohne Fragen ausreisen ließ.

Als das chinesische Militär in den Morgenstunden des 4. Juni 1989 den wochenlangen Aufstand brutal niederschlug und das in der Volksrepublik bis heute totgeschwiegene Tiananmen-Massaker verübte, war ich gerade seit zwei



Walter Erdelitsch, Redaktionsleiter des ORF-WELTjournals

Tagen in Hongkong. Was, wenn ich in dieser Nacht auch auf dem Platz gewesen wäre? Jetzt konnte ich zwar Geld beheben, aber nicht mehr ins grabstill gewordene Peking zurückkehren. Und niemand wollte meine Berichte über die geschockten Reaktionen in Hongkong, das damals noch unter britischer Verwaltung stand. Plötzlich hatte ich keinen Job mehr und alle Zeit der Welt. Eigentlich gar keine so schlechte Gelegenheit, in den folgenden Wochen einmal wieder genauer darüber nachzudenken, wovon man eigentlich träumt. Und nach den Tagen und Abenden auf dem Tiananmen-Platz reizte es mich, Berichterstatter zu werden, überall dort zu sein, wo es turbulent zugeht.

Zurück in Österreich hörte ich, dass im ORF ein kompetenter Übersetzer und Bearbeiter für internationale Kaufdokumentationen gesucht wurde. Drei Monate nach meiner Bewerbung hatte Hans Benedict, Nahost-Reporterlegende, Chef und Moderator des „Auslandsreports“, endlich Zeit für ein Gespräch mit mir. Voll Neugier saß ich jenem Mann gegenüber, der damals für viele Österreicher *die* Instanz in Sachen internationaler Hintergrundberichte war. Wir redeten über China, meine abgebrochene Philosophiedissertation, über Annäherung an Themen, über Haltung und Motivation. Bald wechselte er ins Englische, wohl um mich zu testen. Nach zehn Minuten sprang er auf und bedeutete mir, ihm zu folgen. „Der Monn wor jo in Kchina ...“, erklärte er ein paar Zimmer weiter seinem Produktionsleiter in unverfälschtem Tirolerisch. Nach weiteren zehn Minuten war ich mit meinen damals immerhin schon 35 Jahren als Volontär beim „Auslandsreport“ engagiert. Ich schwebte zwischen Fassungslosigkeit und ungläubigem Glück.

Heute, mehr als ein Vierteljahrhundert nach den Ereignissen auf dem Tiananmen-Platz, leite ich das „WELTjournal“, eine Nachfolgesendung des damaligen „Auslandsreports“. In diesen 25 Jahren habe ich im ORF auch einige Aufgaben wahrgenommen, die wenig oder nichts mit Auslandsberichterstattung zu tun hatten. Doch das Interesse für das, was außerhalb Österreichs an Wichtigem passiert, und die Leidenschaft, es zu vermitteln, sind meine unbeirrbar Kompassnadel geblieben. Ein Berufsumstieg, wie er mir damals beschieden war, ist heute beim ORF kaum mehr möglich. Es ist manchmal eher zum Verzweifeln: Die talentiertesten jungen Leute mit Abschlüssen der besten Universitäten und Praktika in mehreren Ländern muss man wieder ziehen lassen, weil der öffentlich-rechtliche Rundfunk zu einem rigorosen Sparkurs und Personalabbau gezwungen ist.

Die Sendung

Derzeit bietet der ORF unter der Dachmarke „WELTjournal“ Mittwoch abends 75 bis 80 Minuten Auslandsberichterstattung im Langformat. Das sind Reportagen, Analysen und Dokumentationen, die mehr Hintergrund und Vertiefung liefern als die aktuelle Berichterstattung.

2010 verließ der damalige Sendungsverantwortliche Franz Kössler – einer der erfahrensten Auslandsjournalisten des ORF – das Unternehmen und unter der Leitung von Claudia Neuhauser hat das „WELTjournal“ noch im selben Jahr einen erfolgreichen Konzeptwechsel vollzogen. Statt drei bis vier thematisch unterschiedlichen Geschichten in der Länge von sechs bis zehn Minuten bringt die Sendung jetzt eine 30-minütige Auslandsreportage. Gedreht wird oft an mehreren Schauplätzen, häufig in Europa, das für österreichische Seher besonders relevante Themen bietet. Diese Langreportagen werden außerordentlich gut angenommen: Die durchschnittliche Reichweite pro Sendung ist von 227.000 Sehern im Jahr 2009 auf 286.000 im ersten Quartal 2014 angestiegen, trotz eines Umfelds rasant zunehmender Medienangebote auf den verschiedensten Plattformen.

Die Anfang 2013 neu eingeführte Spätabend-Dokumentationsleiste „WELTjournal plus“ zieht die Themen und Inhalte des „WELTjournal“ weiter. In den Geschichten geht es – oft auch sehr subjektiv erzählt – um Nachhaltigkeit, um den Burn-out unseres Planeten, um fremde Lebenswelten, um persönliche Sichtweisen, die man als Seher und Seherin so nicht oft zu sehen bekommt. Abgestimmt mit dem „WELTjournal“ ergibt das jeden Mittwoch einen kleinen Themenabend aus der Welt. Das gibt es in dieser Form im ORF zum ersten Mal. Für die nähere Zukunft arbeiten wir daran, unser (zu) kleines, aber feines Team von erfahrenen Auslandsberichterstattern zu verstärken, sodass wir den Zusehern mehr stimulierende Fernseherlebnisse aus aller Welt bieten können.

Die Städteporträts

Ein Buch wie dieses hat es bisher bei uns noch nicht gegeben. Das kann ich deshalb sagen, weil mein gesamtes Berufsleben, auch jenes vor dem ORF und vor dem Internet, immer dadurch geprägt war, sich rasch gute und zuverlässige

sige Informationen über interessante Orte und Menschen beschaffen zu müssen. Die Mittel der Wahl erstreckten sich dabei von trockenen Faktendossiers über Historisches, Interviews und Reisereportagen bis zu literarischen Begehungen. An der englischen Reiseliteratur mochte ich vor allem die ironische Distanz, mit der dem Leser das ihm noch nicht Bekannte oft nahegebracht wird.

Die vorliegende Sammlung von Städteporträts hat von all dem etwas. Die ganz eigenständige Qualität entsteht jedoch durch den besonderen Beruf der Autoren und natürlich durch ihre unterschiedlichen Persönlichkeiten. Der Journalismus ist für viele einer der faszinierendsten Berufe der Welt, weil es unter anderem darum geht, in die Lebenswelten anderer Menschen einzutauchen und dann darüber zu erzählen. Korrespondenten sind Zeugen von weit mehr gelebtem Leben, als in den meisten anderen Berufen zugänglich ist. Journalisten haben das Glück, sich wie selbstverständlich zwischen Hütten und Palästen bewegen zu können. Die ORF-Korrespondenten hatten freie Hand bei der Auswahl der Themen und Menschen in ihren Städten. Die wohlbekanntesten Gesichter, die uns allabendlich aus der Distanz via Bildschirm, Radio, Handy oder Internet über Politik, Wirtschaft, Kultur und andere wichtige Ereignisse berichten, erzählen diesmal ganz persönlich: Städteporträts von politischen Fernsehjournalisten, die hier ausnahmsweise einmal nicht objektiv sein müssen.

Die Lebensform Korrespondent ist geprägt durch aktuelle Ereignisse und erfordert daher extreme Flexibilität. Wenn sich eine Kollegin beim sonntäglichen Mittagessen zur Suppe setzt, kann sie nie völlig sicher sein, ob sie auch tatsächlich bei der Nachspeise ankommt. Statt bei Kaffee und Dessert könnte sie schon im Auto sitzen, hektisch ein Kamerateam auftreiben, während sie zu einem plötzlich ausgebrochenen Großereignis hetzt, um bis Mitternacht Radio- und TV-Einstiege zu bewältigen. Daher möchte ich mich an dieser Stelle für den außerordentlichen Einsatz bedanken, der nötig war, um neben der fordernden Berichterstattung für die zahlreichen ORF-Nachrichtensendungen noch eine unterhaltsame und informative „WELTjournal“-Reportage plus Buchbeitrag zur Verfügung zu stellen. Ich hoffe, diese Erzählungen bereiten den Lesern und Leserinnen ein ebensolches Vergnügen wie mir.

Mein Peking

Jörg Winter

Rao Dejun wirkt zufrieden. Er sortiert und trennt jeden Tag, was andere Leute wegwerfen. Und er verdient gut daran. „Im vergangenen Jahr hab’ ich mehr als 200.000 RMB gespart“, erzählt er uns. Das sind umgerechnet deutlich über 20.000 Euro. Eigentlich wollten wir Herrn Rao porträtieren als Beispiel für einen armen Schlucker in der chinesischen Hauptstadt, in der sich Reichtum explosionsartig vermehrt. Doch wie so oft ist nichts in Peking, wie es auf den ersten Blick erscheint.

Das Business von Herrn Rao ist leicht erklärt. Er kauft Müllsammlern, von denen es in Peking Zehntausende gibt, Flaschen, Verpackungen, Fensterrahmen oder Rohre aus Plastik ab, die sie in der ganzen Stadt zusammentragen. Er zahlt 30 Cent pro Kilo, trennt alles fein säuberlich und verkauft das Plastik anschließend um 70 Cent pro Kilo an eine Müllfabrik. Es ist eine dreckige und anstrengende Arbeit. Herr Rao steht täglich auf dem Müllplatz und legt selbst Hand an. Er hat zwei Mitarbeiter eingestellt und wohnt gleich neben dem Müllplatz in einem heruntergekommenen zweistöckigen Reihenhaus, das aussieht wie eine Kaserne aus den 1960er Jahren. Seine Wohnung, eigentlich ist es nur ein gekalktes Zimmer, ist vielleicht 15 Quadratmeter groß. Hier wohnt er mit seiner Frau und einer Tochter. Herr Rao könnte sich viel mehr leisten, will aber nicht. Mit dem Ersparten hat er am Stadtrand eine neue Wohnung gekauft, die er um gutes Geld vermietet.

Alles dreht sich bei ihm um den Profit. Mit 16 Jahren ist er aus einem Bauerndorf in der Provinz Henan nach Peking gekommen. Als einfa-



Rao Dejun hat es geschafft. Als Müllsammler hat er begonnen, heute ist er Geschäftsmann: Er betreibt eine Recycling-Firma und verdient ausreichend, um seine Familie zu ernähren.



Bauboom in Peking. Immer mehr Satellitenstädte entstehen, die Stadt zählt mehr als 20 Millionen Einwohner.

cher Müllsammler hat er begonnen. Zehn Jahre später ist Herr Rao Geschäftsmann. Ein kleiner, aber recht erfolgreicher. „Wenn ich mir mein Leben vor zehn Jahren anschau und mit heute vergleiche, dann hat es sich unglaublich verbessert“, erzählt Herr Rao. Warum er sich nicht mehr leistet, wollen wir wissen. Er zögert, denkt kurz nach, die Antwort folgt mit Bestimmtheit. „Man verdient Geld, um es zu sparen und später wieder zu investieren. Dann kann man noch viel mehr Geld verdienen. Das ist doch das Ziel im Leben, oder?“

Im boomenden Peking lässt sich dieses Ziel besser verwirklichen als in langweiligen Dörfern auf dem Land oder gesichtslosen Großstädten im Landesinneren. Genau deshalb zieht es im Schnitt 500.000 Menschen pro Jahr aus den Provinzen in die Hauptstadt. Das ist eine Schätzung. Wie viele es genau sind, weiß niemand. Die Stadt zählt mittlerweile mehr als 20 Millionen Einwohner. Und sie wächst immer weiter. Am Stadtrand entstehen riesige Satellitenstädte. Peking frisst sich gierig und immer weiter hinein ins Umland. Hier sind die Mieten noch günstiger. Die Preise im Stadtzentrum können sich immer mehr Menschen nicht mehr leisten.

Die „Ameisen“ von Peking

Eine dreiviertel Stunde von Pekings Innenstadt entfernt, aber noch immer im dicht bebauten Gebiet, stoßen wir auf eine Gruppe von Stadtbewohnern, die man auf Chinesisch Ma Yi nennt. Übersetzt: Ameisen. Diese Bezeichnung ist kein Zufall. Es sind junge Leute, die in überfüllten Kolonien leben, in heruntergekommenen Stadtvierteln. Sie sind intelligent und fleißig, aber auch unterbezahlt und anonym. Die meisten von ihnen haben einen Hochschulabschluss und kommen aus der Provinz. Sie verdienen oft weniger als Müllsammler oder Bauarbeiter. „Meine Traumwohnung in Peking hätte zumindest mal eine Toilette. Wir haben hier kein eigenes Klo, auch zum Duschen müssen wir ins Freie“, erzählt uns Fu Kezhuang. Der junge Mann ist auf der südchinesischen Insel Hainan aufgewachsen. Vor sechs Jahren kam er nach Peking, um zu studieren. Er teilt sich mit drei anderen ein Zimmer von sechs Quadratmetern. Man schläft in zwei Stockbetten, es gibt einen Külschrank, aber kein Fließwasser. Die Wäsche hängt auf dem Bettgestänge. Auf einem kleinen Farbfernseher läuft die NBA, die amerikanische Basketball-Liga. Die jungen Männer sind Basketball-Fans. Sie alle haben einen Hochschulabschluss in Buchhaltung sowie einen fixen Job. Bezahlt gemacht hat sich das bisher nicht. Sie verdienen gerade einmal 300 Euro im Monat. Das ist wenig, aber mehr, als sie anderswo erwarten könnten. „In Großstädten wie Peking findest du zumindest richtig große Firmen“, sagt Fu Kezhuang. „In Provinzstädten gibt es keinen echten Markt für Rechnungsprüfer wie uns. Deshalb will ich nicht nach Hause zurückkehren. Außer du willst ein kleiner Buchhalter in einer kleinen Firma sein und nach zehn Jahren draufkommen, dass du dein Leben vertan hast.“

Jeder will vorwärts kommen. Der Erfolgsdruck in Chinas Gesellschaft ist brutal. Wie sich unterscheiden von der Masse an Konkurrenten? In einem Land mit mehr als 1,3 Milliarden Menschen ist das eine ziemlich wichtige Frage. Auch für das Privatleben. Geld und Konsum dominieren alles und entscheiden auch über das Familienglück, erzählt uns Wu Yun Qi, einer der vier jungen Uni-Absolventen. „Nach der heutigen chinesischen Denkweise musst du als Mann eine Wohnung besitzen, damit du eine gute Frau heiraten kannst. Aber die Immobilienpreise in Peking sind so hoch, dass Leute wie wir sich das nie leisten können.“ Wenn man Wu Yun Qi so sieht, auf dem Stockbett sitzend mit 24 Jahren, hat man das Gefühl, dass der junge Mann seine Lage ziemlich realistisch einschätzt.

Entspannung im Park

Stress und Druck gehören in Peking zum Alltag. Und so flüchten Zehntausende jedes Wochenende in die vielen Parks. Obwohl Peking eher das Label eines Molochs anhaftet, ist es eigentlich eine recht grüne Stadt. Ruhig ist es aber auch in den Parkanlagen nicht. Dafür sorgt schon allerlei Krawallgerät. Besonders beliebt sind künstlich quietschende Kinderschuhe und Samurai-Schwerter aus Plastik, die beim Schwingen elektronisch generierte Kampfschreie ausstoßen. Und natürlich der Klassiker, das kleine tragbare Taschenradio, das bei voller Lautstärke und komplett übersteuert Kabarettprogramme oder chinesischen Kuschel-Pop liefert.

Wer wirklich entspannen will, der muss zeitig in der Früh unterwegs sein. Etwa am Sonntagmorgen im Park rund um den Himmelstempel im Süden Pekings. Dort wird vor schöner Palastkulisse Tai Qi praktiziert, chinesisches Schattenboxen. Es ist eigentlich eine traditionelle Kampfkunst. Heutzutage

Tai Qi im Park – das praktizieren viele Chinesen frühmorgens zur Entspannung vor der Arbeit.



sind es vor allem einzelne Bewegungsabläufe, die zum meditativen Volkssport geworden sind. Auch wenn man nicht selbst mitmacht, allein das Zusehen entspannt. Und irgendwie spürt man, dass Europa und alles Westliche in diesem Moment ziemlich weit entfernt sind.

Mich fasziniert besonders Jian Zi, eine Art Fußfederball: Verwendet werden ein paar bunte Beilagscheiben aus Gummi, die an einem Busch aus Federn fixiert sind. Die Teilnehmer kicken sie mit den Füßen hin und her. Jian Zi braucht viel Geschicklichkeit, ist ebenso schwierig wie lustig und angeblich dreieinhalbtausend Jahre alt. Jian Zi sei der Vorläufer des modernen Fußballspiels, erzählt mir eine Gruppe älterer Herren, die den Fußfederball eindrucksvoll hin und her kicken. Ob das wirklich stimmt, lässt sich kaum feststellen, aber sie sind jedenfalls stolz. Wie überhaupt viele Pekinger glauben, dass die meisten zivilisatorischen Errungenschaften aus ihrem Land gekommen sind.

Pekings Heiratsbörsen

Wir setzen unseren Spaziergang durch die Parkanlagen rund um den Himmelstempel fort und sehen an einer Ecke eine Menschenansammlung. Es sind ältere Männer und Frauen. Sie halten Zettel und Fotos in der Hand und tauschen Telefonnummern aus. Am Boden liegen selbst geschriebene Plakate. Es sind Eltern, die eine Heiratsbörse veranstalten. Auf den Tafeln und Plakaten werden Einkommen, der Besitz oder besondere körperliche Merkmale der Kinder angepriesen. Die Angepriesenen haben allesamt ein Problem. Sie sind älter als 25 Jahre. Zu diesem Zeitpunkt sollte man in China zumindest als Frau fix vergeben, am besten aber verheiratet sein. Die meisten wollen mit uns nicht reden. Sie geben uns mit Handbewegungen zu verstehen, dass wir uns aus dem Staub machen sollen. Der freundliche Herr Liu ist eine Ausnahme. Bereitwillig erzählt er uns, warum er hierhergekommen ist. Die Tochter von Herrn Liu ist 26 Jahre alt, sie hat keinen Freund und der Vater macht sich langsam Sorgen. Hier im Park auf der Heiratsbörse hält er Ausschau nach einem möglichen Schwiegersohn, von dem er ganz genaue Vorstellungen hat. „Er soll eine stabile Arbeit und ein gutes Einkommen haben. Seine Familie muss einen guten sozialen Status haben, sie muss wirtschaftlich abgesichert sein und der junge Mann muss eine Wohnung besitzen. Das ist am wichtigsten. Sonst wird das nichts“, erklärt uns Herr Liu. Seine Tochter sei eigentlich



Das alte Peking verschwindet zusehends, doch in den Hutongs, den letzten Resten der Altstadt, ist es noch lebendig.

recht attraktiv, meint er. Sie arbeite nur einfach zu viel und habe nicht genug Zeit für soziale Kontakte. Deshalb wolle er ihr helfen. Ob die Tochter wisse, dass ihr Vater hier sei, wollen wir wissen. „Nein“, antwortet Herr Liu und lacht dabei. „Das hab ich ihr nicht gesagt.“

Dass Eltern ihre Kinder bei Nachbarfamilien oder Bekannten vorstellen mit dem Ziel, sie zu verheiraten, das hat auf dem Land in China eine lange Tradition. Nicht aber die Heiratsbörsen in Pekings Parkanlagen, die wie eine Fleischschau anmuten. Sie sind ein Produkt der Reformzeit nach Chinas wirtschaftlicher Öffnung Anfang der 1980er Jahre. Den Heiratsmarkt im Park des Himmelstempels gibt es erst seit 2004. Manche meinen, hier ließen sich überbordender Materialismus und moralischer Werteverlust besonders anschaulich studieren. Eine andere Sichtweise wäre, dass das traditionelle soziale Gefüge, die Möglichkeit, sich zu treffen und kennen zu lernen, in den alten Wohnvierteln zerrüttet wurde, weil die Viertel im Rekordtempo abgerissen und ihre Bewohner umgesiedelt werden. Und so braucht es eben neue Wege, um zwischen jungen Menschen zu vermitteln.

Der Zauber der Altstadt

Wer das Alte sucht in Peking, der wird durchaus noch fündig. Am besten in den Hutongs, den Überbleibseln der Altstadt. Es sind verwinkelte Gassen mit kleinen Häusern aus grauen Ziegelsteinen. Die meisten verfügen über winzige Innenhöfe. In den Hutongs ist das Leben beschaulicher und bunter als in der Neustadt mit ihren sterilen Glasfassaden und Hochhäusern. Es gibt viele kleine Läden, Märkte, winzige Handwerksbetriebe oder Garküchen. Man geht ein paar Häuserblocks und fühlt sich wie in einem chinesischen Dorf auf dem Land. Viele sind mit dem Rad unterwegs. Auf den Gassen spielen Kinder. In den Majong-Häusern wird schon am Vormittag um Geld gespielt, viel geraucht und Tee getrunken. Ständig werden Dinge hin und her transportiert. Manchmal riecht es fantastisch gut nach Essen, dann wieder eher nach einem undichten Abwasserkanal.

Es ist eine Seite Pekings, die man sofort lieb gewinnt. Vor allem auch, wenn man die chinesische Küche verehrt wie ich. Da sind etwa die kleinen Stände mit den dampfenden Bambuskörben. Darin werden Jiaozi und auch Baozi gedämpft. Jiaozi ähneln osteuropäischen Pelmeni. Manche sagen, es sind Chinas Ravioli. Baozi sind größer und aus Hefeteig. Die Teigtaschen sind gefüllt mit Shrimps, mit Wachteleiern und Faschiertem, mit Rind- oder Schweinefleisch, das mit Koriander und Chili großartig schmeckt. Es gibt sie auch vegetarisch mit roter Bohnenpaste oder Pak Choi. Bei einem Rundgang durch die engen Gassen sind sie die ideale Mahlzeit zwischendurch. Man isst sie im Vorbeigehen. Typisch für Pekinger Hutongs sind auch die vielen kleinen Grillstationen, die mit Holzkohle befeuert werden. Darauf brutzeln köstliche Lamm- oder Rindfleischspieße. Oft findet man auch Lammhoden und Nieren, oder gebratene Seidenraupen, in selteneren Fällen Schlangen und anderes frittiertes Gewürm. Eine Flasche Bier dazu, die Pekinger Marke heißt Yanjing, und das Leben ist richtig schön.



Wer die chinesische Küche mag, findet in den Hutongs ein Schlaraffenland vor. Von Jiaozi, gefüllten Teigtaschen, über Grillspieße bis zu gebratenen Seidenraupen – es gibt für jeden Geschmack etwas.

Doch hat die Hutong-Romantik auch Schattenseiten. Viele der Häuser haben nach wie vor keinen Kanalanschluss, und so findet man praktisch bei jedem Block eine öffentliche Toilette. Noch bis in die frühen 1990er Jahre haben weite Teile Pekings so ausgesehen, bevor der große Abriss begann. Ganze Viertel werden geschleift und immer neue Hochhäuser hochgezogen. Manchmal werden alte Hutongs auch nachgebaut, die ursprüngliche Atmosphäre wird dabei fast immer zerstört. In den Fake-Fassaden der neugebauten Hutong-Häuser findet man dann die Marken der üblichen Verdächtigen: Starbucks, Zara oder H&M.

Doch es gibt sie noch, die Stadtviertel von gestern, wo vieles erhalten blieb, etwa zehn Gehminuten südlich vom Tiananmen-Platz. Früher gab es hier ein Vergnügungsviertel mit Opiumhöhlen, Hurenhäusern, aber auch Theatern und Teesalons. Heute findet man neben Galerien, kleinen Restaurants und touristischen Kitschgeschäften auch ruhige Wohnstraßen. An manchen Stellen ist es richtig gemütlich. Man kann durchschnaufen, sich als Besucher erholen vom Stress der Großstadt, die nur ein paar Häuserblocks entfernt in einem viel schnelleren Rhythmus pulsiert. Hier treffen wir Jia Yong. Herr Jia ist ein Peking-Original. Er ist Restaurantbesitzer, Fotograf und Chronist. Mit seiner Kamera dokumentiert er den Wandel Pekings. Und er macht keinen Hehl daraus: den Modernisierungswahn hält er für falsch. „Alles abzureißen macht doch keinen Sinn. Wir zerstören nur unsere alte Kultur“, erzählt er uns. „Wenn es Notre Dame in Paris oder die Verbotene Stadt in Peking nicht mehr geben würde und stattdessen nur noch Hochhäuser, dann wäre das doch schrecklich.“



Jia Yong, Restaurantbesitzer, Fotograf und Chronist, dokumentiert den Wandel Pekings.



An manchen Tagen kann man in Peking kaum atmen, so vergiftet ist die Luft.

Giftige Luft

Doch sieht ein Großteil Pekings mittlerweile genauso aus. Eine Großstadtwüste mit immer mehr Hochhäusern aus Stahlbeton. Natürlich ist Peking auch eine Spielwiese der modernen Architektur. Dazu gehören etwa das Olympiastadion, die avantgardistisch anmutende Sendezentrale des staatlichen Rundfunks CCTV oder das Nationale Zentrum für Darstellende Künste, wenn man so will, Pekings Opernhaus, besser bekannt als Ei, weil es so aussieht. Aber riesige Flächen in Chinas Hauptstadt sind einfach mit nichtssagenden Kästen verbaut. Daran lässt sich nichts beschönigen.

Chinas atemberaubender wirtschaftlicher Aufstieg in den vergangenen drei Jahrzehnten sowie das enorme Tempo der Modernisierung haben tiefe Spuren hinterlassen. Und das nicht nur im Stadtbild. Weil viele in Peking mittlerweile den Besitz eines Autos als Prestige, fast als ein ihnen zustehendes Grundrecht ansehen, sind die Straßen der Hauptstadt chronisch verstopft.

Fünf Millionen Fahrzeuge sind täglich unterwegs, doppelt so viele wie noch vor vier Jahren. Mittlerweile muss man in einer Lotterie im Internet mitspielen, um eine Zulassung und Nummerntafel zu ergattern.

Und weil es die Pekinger im schwül-heißen Sommer angenehm temperiert haben wollen, explodiert die Zahl der Klimaanlage ebenso wie jene der Kohlekraftwerke, die den Strom produzieren. Chinas Energiehunger scheint derzeit kaum zu stillen. Der Preis für den Fortschritt ist giftiger Smog, der sich an vielen Tagen des Jahres hartnäckig über die Hauptstadt legt. Peking sei eigentlich für menschliche Besiedelung nicht mehr geeignet, hat es jüngst ein Forscherteam formuliert. Und tatsächlich fühlen wir uns alle wie in einem Versuchslabor, in dem man herausfinden will, wie viel an Umweltgiften der menschliche Körper ertragen kann.

In Peking und weiten Teilen Nordchinas ist Feinstaub das Problem. Das sind Partikel, die so winzig sind, dass sie direkt über die Bronchien in den Blutkreislauf gelangen können. Sie stammen von Industrieanlagen, Kohlekraftwerken und Autoabgasen. Zehntausende in Peking sterben Schätzungen zufolge jedes Jahr vorzeitig an den Folgen der miserablen Luft. Diese wirkt an mittelschlechten Tagen gräulich, an ganz schlechten fast schon gelblich. Es riecht verbrannt, die Luft stinkt und macht das Atmen schwer. Die Skyline ist dann nur mehr als verschwommene Silhouette erkennbar oder wird überhaupt vom Smog verschluckt. Tage, an denen der von der Weltgesundheitsorganisation festgelegte Grenzwert für Feinstaub nur um das 10-Fache überschritten wird, machen uns noch gar keine echten Sorgen. Da regen wir uns gar nicht mehr auf. Wir erleben aber genügend Tage, an denen der Grenzwert um das 20- oder 30-Fache überschritten wird. Wir treffen dann Vorkehrungen. Auf dem Weg ins Büro setze ich mir eine Atemmaske auf, durch die es gar nicht so leicht ist zu atmen, weil sie fest anliegen muss. Zuhause und auch im ORF-Büro haben wir Luftreiniger, die die giftigen Feinstaubpartikel, so gut es eben geht, aus der Atemluft filtern. Dass wir oft eine Woche lang die Fenster nicht zum Lüften öffnen können, nervt ziemlich, lässt sich aber nicht ändern.

Der Preis, den die Chinesen mittlerweile für die Modernisierung zahlen müssen, ist hoch. Für viele zu hoch. Und immer mehr machen sich Luft über die schlechte Luft in Postings auf Internetforen, die von Millionen gelesen werden. „Die Kosten der Umweltzerstörung sind enorm. Hunderte Millionen Chinesen sind Smog, verschmutztem Wasser sowie kontaminierten Lebensmitteln ausgesetzt“, erzählt uns Ma Jun: „Wir müssen in China schleunigst

umdenken.“ Der 46-jährige Umweltschützer und Journalist ist der bekannteste grüne Vorkämpfer Chinas. Ein Mann, der mit Fakten argumentiert, ruhig und besonnen, hart in der Sache. Das „Time Magazine“ zählt ihn zu den 100 einflussreichsten Menschen der Welt. Ihm ist es unter anderem zu verdanken, dass die Stadtregierung in Peking die miserablen Luftwerte nicht mehr vertuscht, wie sie das jahrelang getan hat, und jetzt einen Luftreinigungsplan erstellt hat, der in den nächsten Jahren umgesetzt werden soll. So wollen die Stadtväter Pekings Smogproblem in den Griff bekommen.

Das Viertel der kritischen Künstler

Man lernt es schnell: Vieles in Peking dreht sich ums Geld und um den Konsum. Besitz macht glücklich, lautet die Devise. Selten in der Geschichte war Chinas Gesellschaft so unpolitisch. Diesen Eindruck wird man nicht mehr los, je länger man in Peking lebt. Doch gibt es auch die anderen. Die Menschenrechtsanwälte, die Dissidenten, die kritischen Blogger und Künstler. Im

Im Bezirk 798, dem Zentrum der modernen Kunstszene Chinas, arbeiten auch die Gao-Brüder, das renommierte Künstler-Brüderpaar, dessen Werke in China nicht gezeigt werden dürfen.



Künstlerviertel 798 etwa wurden gesellschaftliche Zwänge immer wieder hinterfragt und auch die Grenzen des politisch Erlaubten getestet. Der Bezirk 798 gilt als Wiege der modernen Kunstszene Chinas. Immer wieder wollten die Mächtigen den Bezirk abreißen, um die Unbequemen von hier zu vertreiben. Die meisten sind mittlerweile aber von selbst gegangen, weil die Mieten in die Höhe geschossen sind und das Viertel zu einer Vergnügungsmeile geworden ist. Die Zahl der Restaurants, Bars und Kunstläden nimmt zu, jene der ernstzunehmenden Künstler ab. Es geht mittlerweile vor allem ums Geld, weniger um kritische Kunst und schon gar nicht um politischen Widerspruch. Ein Viertel ganz nach dem Geschmack der roten Mächtigen.

„Es war ein Viertel der künstlerischen Avantgarde. Jetzt ist 798 zu einem Touristenort verkommen“, erzählen uns die Gao-Brüder. Das international renommierte Künstler-Brüderpaar hat sich nicht vertreiben lassen. Sie sind kritisch und politisch und stets im Visier der Staatssicherheit, die sie immer wieder schikaniert. Ihr Atelier ist öffentlich nicht zugänglich. Doch kennen wir die Gao-Brüder schon lange und sie nehmen sich stets geduldig Zeit, wenn das ORF-Team sie in ihrem Studio treffen möchte. Ihre Kunstwerke handeln von Revolution und Freiheit. Mehrere lebensgroße Statuen von Mao Zedong zeigen den Gründer des kommunistischen China, wie er mit einem Gewehr anlegt und auf Jesus Christus zielt, ein Werk, das die Gewaltbereitschaft und Skrupellosigkeit des Staatsgründers zeigen soll. Der Vater der Gao-Brüder ist in den von Mao bewusst geschürten Wirren der Kulturrevolution zu Tode gekommen. Und das haben seine Söhne nicht vergessen. Sie dürfen ihre Werke in China nicht öffentlich zeigen. Aber sie finden trotzdem stets mutige Worte. „Chinas größtes Problem ist sein politisches Regime. Wir beide sind nicht nur Künstler, sondern auch Teil dieser Gesellschaft. Deshalb müssen wir uns auch politisch ausdrücken“, sagt Gao Zhen. „Bis 2007 durften wir unsere Kunst noch öffentlich ausstellen. Das ist mittlerweile unmöglich. Es gibt keine Besserung in China. Im Gegenteil: Die Kontrolle der Regierung ist zuletzt immer strikter geworden.“

Zensierte Meinungsfreiheit

Zensur und behördliche Willkür beeinflussen auch unseren journalistischen Alltag. Am Tiananmen-Platz dürfen wir nur mit Sondergenehmigung filmen



Das steinerne Gesicht der Macht: Ein Soldat paradiert auf dem Tiananmen-Platz.

und mit niemandem sprechen. Interviews auf dem Platz sind verboten. Im Juni 2014, rund um den 25. Jahrestag des Massakers von Tiananmen, wurden ausländische Journalisten praktisch aus der ganzen Innenstadt verbannt. Als das ORF-Team eineinhalb Kilometer vom Tiananmen-Platz entfernt filmt, werden wir mehrmals von der Polizei aufgehalten und schikaniert. Man zitiert uns schließlich ins Büro für öffentliche Sicherheit. Mein Kameramann und ich werden in den Keller gebracht und in einem kleinen Raum bei laufender Kamera von drei Polizeibeamten belehrt. Die Beamten sind höflich, aber ihr Ziel ist klar: Man will die Berichterstattung unterdrücken, indem man unsere Bewegungsfreiheit einschränkt, und versucht uns einzuschüchtern. Doch berichten wir trotzdem. Wenngleich es nicht immer einfach ist.

Das Internet ist zensuriert. Viele Seiten lassen sich im ORF-Büro nicht öffnen. An politisch sensiblen Tagen ist das Netz quälend langsam, manchmal funktioniert es gar nicht. Wir können zwar nie eindeutig beweisen, dass uns die Zensoren wieder einmal ins Visier genommen haben, doch sind sich die meisten westlichen Journalisten in Peking darüber einig. Übrigens: Wenn wir

bei der Telekomfirma anrufen, wird uns stets mitgeteilt, dass alles in Ordnung sei und wir doch den Fehler bei uns selbst suchen sollten.

Interviewpartner haben bei politisch heiklen Themen Angst. Immer wieder sagen sie uns in letzter Minute ab oder erst gar nicht zu. Manchmal müssen wir improvisieren. Und so treffen wir einen bekannten Menschenrechtsanwalt im Hinterzimmer eines versteckten Teehauses. „China macht derzeit einen großen Schritt zurück, wenn es um Menschenrechte oder den Respekt vor der Verfassung geht. Wir dürfen über juristische Unabhängigkeit und Pressefreiheit nicht einmal mehr reden“, sagt der Anwalt. Unsere große TV-Kamera konnten wir gar nicht mitnehmen, denn die würde nur seine Beobachter auf den Plan rufen. Wir filmen stattdessen mit dem Smartphone. Und so kann der Beitrag wie geplant am Abend in der ZIB1 auf Sendung gehen. Natürlich mit Zustimmung unseres Interviewpartners, dessen persönliche Sicherheit an oberster Stelle steht.

Frust und Faszination, Wut und Leidenschaft, sie liegen in Peking eng beieinander. Hier zu arbeiten und zu leben ist eine Herausforderung. Wer sich aber auf das Abenteuer einlässt, der wird mit Sicherheit belohnt. Als Journalist mit schrägen Geschichten, als Gourmet mit einer der aufregendsten Küchen der Welt und als Tourist mit einer der vielfältigsten Städte Asiens, die wenig Wünsche offen lässt. Und die eines ganz sicher nicht ist: langweilig.

TIPPS FÜR PEKING-BESUCHER

Das originellste Museum: Die taoistische Höhle im Dongyue Tempel 东岳庙

Die meisten Besucher Pekings lassen diesen Tempel links liegen, ein schwerer Fehler. Der taoistische Tempel beherbergt einige der schrägsten Dinge, die es in Peking zu sehen gibt. Der zentrale Innenhof ist von kleinen Räumen umgeben, die jeweils einen Aspekt taoistischen Lebens nach dem Tod darstellen. Dutzende Statuen zei-

gen Wassergötter mit Frosch- und Schlangenköpfen, Waldgeister, denen Bäume aus den Köpfen wachsen, Zombies sowie Folterszenen. Wer viel Spaß beim Studium chinesischer Religion und Mythologie haben will, der ist hier genau richtig.

★ Chaoyangmenwai Dajie 141,
朝阳门外大街141号

➔ Anfahrt: U-Bahn Linie 2/6, Station
Chaoyangmen

Der schönste Park:

Der Park beim Himmelstempel – Tiantan Gongyuan 天坛公园

Diese Parkanlage liegt im Süden Pekings und ist der größte Tempelkomplex Chinas. Es ist ein lebendiger und bunter Park mit vielen Facetten. Zu bestaunen gibt es Tänzer, Sänger, Schattenboxer, Schachspieler und große Könner von Jian Zi, dem Fußfederballspiel. Beim Osttor hinein in den Park und nach 150 Metern links findet jeden Sonntag ein Heiratsmarkt statt. Dann versammeln sich hier oft Hunderte Eltern auf der Suche nach potenziellen Schwiegertöchtern und Schwiegersöhnen.

➔ Anfahrt: U-Bahnlinie 5, Station Tiantandongmen

Wohin zum Essen:

„Pingwa Sanbao“ 平娃三宝

Wer in Peking wie ein Einheimischer essen und die ansteckend lebhaft Atmosphäre aufsaugen will, der darf dieses Lokal nicht auslassen. Auf zwei Ebenen, drinnen und draußen, wird hier auf mit Holzkohle befeuerten Grillstationen in riesigen Töpfen gebraten, gekocht und geschmort, was das Zeug hält. Zu empfehlen sind Lammspieße (yangrouchuan) 羊肉串, Lammhoden (yangbao) 羊宝 (羊睾丸) oder Nieren (yangyaozi) 羊腰子. Unbedingt probieren sollte man die Spezialität hier: den Schweinefleischburger (roujiamo) 肉夹馍 aus der Provinz Shaanxi.

★ Chaoyang District, Baijiazhuang Lu, 朝阳区, 白家庄路

➔ Anfahrt: U-Bahnlinie 10, Station Tuanjiehu. Südwestlicher Ausgang. 200 Meter nach Süden entlang des 3. Rings, dann rechts einbiegen in die Baijiazhuang Lu (白家庄路). Das Lokal ist dann nach ca. 150 Metern auf der rechten Seite.

Der spannendste Markt:

Panjiayuan-Flohmarkt

潘家园旧货市场

Der Flohmarkt westlich der Panjiayuan-Brücke ist einen Ausflug am Wochenende wert. Früher wurde der Markt auf einem offenen Feld abgehalten, heute sind die rund 3000 Stände zum Teil überdacht. Es gibt hier viele echte Antiquitäten, aber noch viel mehr gefälschten Trödel und Superkitsch. Wer sich mit Mao-Bibeln, Buddha-Statuen in allen Größen, Porzellan oder angeblich alten Gemälden eudecken will, der sollte einen Trip hierher nicht verpassen.

★ Panjiayuan 潘家园
(Südöstlicher 3. Ring).
Westlich der Panjiayuan Brücke,
Chaoyang District

➔ Anfahrt: U-Bahnlinie 10, Station Panjiayuan

Österreich in Peking:

Schindlers Tankstelle

申德勒德加油站

Wen das Heimweh plagt oder wer eine Pause von der chinesischen Kü-

che braucht, der kann hier deutsche und österreichische Spezialitäten probieren. Ob Schweinsstelzen oder Schnitzel, Gulasch oder Apfelstrudel, es schmeckt fast so gut wie daheim. Es gibt einen gemütlichen Gastgarten. Und wie der Name schon sagt, es besteht keine Gefahr, hier zu verdursten.

- ★ 15 Guanghua Lu (200 Meter östlich vom Südtor des Ritan Parks).
Chaoyang District
朝阳区光华路甲15号(日坛南门往东200米)
- ➔ Anfahrt: U-Bahnlinie 1 oder 2, Station Jianguomen. Dann 10–15 Minuten zu Fuß oder mit dem Taxi.

Ein Geheimtipp: Spaziergang durch einen der schönsten Hutongs

Südlich vom Tiananmen-Platz hat man ein halbes Altstadtviertel abgerissen und neu aufgebaut. Der ganze Charakter ist zerstört. Hier sammeln sich die Touristenmassen. Doch im westlichen Teil des Viertels mit den Namen Da Shi Lar 大栅栏 findet man noch ganz ursprüngliche Hutongs mit Märkten, Tee- und Majonghäusern (etwa in der Yangmeizhu Xiejie 杨梅竹斜街) sowie einfachen Restaurants und Geschäften. Durch die verwinkelten Gassen zu schlendern gibt einen Eindruck, wie weite Teile Pekings früher ausgesehen haben, bevor die große Abrisswelle begann. In manchen Gassen fühlt man sich wie auf dem Land.

- ★ Dashilar Xi Jie 大栅栏西街
- ➔ Anfahrt: U-Bahnlinie 2, Station Qianmen. Dann zehn Minuten in südwestlicher Richtung.